

ALEXANDRA-MARIA PIPOS

GIB MIR ALLES

ALEXANDRA-MARIA PIPOS

GIB MIR ALLES

Roman

KIEPENHEUER & WITSCH

1. Auflage September 2026

© 2026, Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG,
Bahnhofsvorplatz 1, 50667 Köln
Alle Rechte vorbehalten

Die Nutzung dieses Werks für Text- und Data-Mining
im Sinne des § 44b UrhG bleibt explizit vorbehalten.

Covergestaltung Jana Meier-Roberts, München

Covermotiv WOMEN 2013, Öl auf Leinwand © Martin Wehmer

Abbildungen im Innenteil unter Verwendung von Adobe Stock Photos.

Gesetzt aus der Arno Pro und der Sofia Pro

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-01281-1

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
produktsicherheit@kiwi-verlag.de

Für Ada

1. KAPITEL

»Let's go, guys«, sagt die Stimme. Noch zehn Sekunden. »Come on!« Ich presse meinen Rücken gegen die Schlafzimmerwand und schaue auf meine angewinkelten Beine. Die Oberschenkel brennen. Noch fünf Sekunden Wandsitz. Vier, drei, zwei, eins. »Good job, everyone«, lobt die braun gebrannte Frau auf dem Bildschirm. Zum Schluss will sie noch eine Runde Bauch von mir, also lege ich mich auf das Handtuch neben der Matratze. Doch noch bevor sie mit den ersten Crunches anfängt, pingt mein Handy. Es ist die neueste Folge des »Buziness Buzz«-Podcasts. Ich klicke auf Play. Ihr »Don't stop« vermischt sich nun mit News über magere Dividenden und chinesische Akquisestrategien. Bicycle Crunches, Sit-ups, Russian Twists, »You can do it.« Wir rollen uns auf den Bauch, das große Finale steht an: Unterarmstütz. Alles brennt und brennt, die Zeit bleibt stehen. Dreißig, dreißig, dreißig Sekunden. Ich schaue mich im Schlafzimmer um, aber es gibt kaum etwas, an dem sich mein Blick festhalten kann. Ein paar Kartons, eine Kleiderstange, eine Ikone, die auf dem Boden aufgestellt ist. Meine Augen wiederholen die Route, langweilen sich und gehen schließlich Umwege. Und da entdecke ich ihn, am Übergang zwischen Wand und Decke. Hautkrebs, denke ich. Wie Hautkrebs sieht der Fleck aus, unregelmäßig verfärbt

und mit merkwürdigem Rand. Feuerwerk-Emojis explodieren plötzlich auf dem Bildschirm. Die Frau klatscht in die Hände, Tag zehn der Achtundzwanzig-Tage-Challenge ist geschafft. Done. »That was so amazing. Right, guys?«

Keuchend stelle ich mich unter den Fleck. Er erinnert mich an das Melanom, das sie meinem Vater vor ein paar Jahren aus dem Rücken geschnitten haben. Wahrscheinlich kam es von all den Frühlingen, Sommern und Herbstern, die er auf den Feldern verbracht hatte. Immer vornübergebeugt, zuerst am Säen, dann am Ernten, die Sonne die ganze Zeit erbarungslos über ihm. Es sei knapp gewesen, hatten die Ärzte damals gesagt, und ihm ein Stück Fleisch unter der Schulter rausgeschnitten. Gänsehaut breitet sich auf meinem Oberkörper aus, als ich an die wütende Narbe denke. Mehrmals reibe ich mir über die Arme und spule dann die letzten Minuten des Podcasts zurück.

Mein Wecker klingelt, als ich in der Küche Kaffee aufsetze. Auch heute war ich bereits vor ihm wach, wie so oft. Ich liege dann da, starre die Decke an, mit dieser Flauheit, die im Magen und zwischen den Augenbrauen sitzt, und gehe Konzepte und Analysen durch, die ich später mit Sarah besprechen muss. Manchmal stelle ich mir auch vor, wie ich Christians Gesicht eindrücke. Zuerst die Augen, danach Stück für Stück den Rest, bis ich nur noch eine undefinierbare Masse knete. Mein Herz klopft dann so sehr, dass ich nicht mehr einschlafen kann.

Ich stelle den Wecker aus und gehe in Gedanken die ersten To-dos des Tages durch: Sport, Podcast, Bett machen, duschen,

Outfit raussuchen. Nur Nachrichten checken fehlt noch. Also scrolle ich durch meine News-Apps – *Handelsblatt*, *Wirtschaftswoche*, *Capital* – und überfliege die Überschriften. Zwischendurch vibriert mein Handy. Es ist eine Nachricht von meiner Mutter. Heute sei die Heilige Paraskevi, schreibt sie, ein großer Feiertag bei uns.

»Ioana, să nu-ți tai azi unghiile sau părul.« Ioana, schneid dir heute nicht die Nägel oder Haare.

Ich schaue auf meine Fingernägel. So abgekaut wie die sind, ist da eh nicht mehr viel zu holen. Statt meiner Mutter zu antworten, öffne ich lieber meine Mails. Tom will wissen, bis wann ich seine Anmerkungen einarbeite, die er mir gestern noch kurz vor Mitternacht geschickt hat.

»Bekommst du vor 9.00 Uhr«, antworte ich.

Als ich im Schlafzimmer in den Kartons nach meinem Übergangsmantel suche, wandern meine Augen immer wieder zum Fleck. Ich sollte dem Vermieter Bescheid geben, besser WhatsApp als Anruf, am liebsten gar nicht. Denn ich bin erst vor wenigen Monaten eingezogen. Die Flaueheit im Magen verknotet sich und zieht stramm an den Enden. Vielleicht ist der Fleck verschwunden, wenn ich heute Abend nach Hause komme. Ganz bestimmt. Als ich das Zimmer verlasse, bleibt mein Blick an der Ikone hängen. Sie schüttelt den Kopf.

Ich bin die Erste im Büro und genieße die Ruhe, den kompakten Lichtkegel der Schreibtischlampe und den Vorsprung. So früh kann ich mir den besten Platz am Fenster sichern und Toms eingearbeitete Anmerkungen sogar noch vor 8.00 Uhr in die

Cloud hochladen. Als Christian kommt und an mir vorbeiläuft, zieht er nur die Augenbrauen hoch, das einzige Zeichen, dass er meine Existenz anerkennt. Und dass zwischen uns ein unausgesprochener Kampf um den Fensterplatz herrscht. Heute habe ich gewonnen. Er weiß es, ich weiß es. Ohne ein einziges Wort geht er weiter.

»Jojo, was machst du da?«, fragt Sarah. Sie kommt kurz nach Christian und starrt auf meinen Bildschirm.

»Hausratsversicherungen recherchieren«, sage ich. Der Fleck geht mir einfach nicht aus dem Kopf.

»Hast du noch keine?«, fragt sie.

Ich ignoriere ihre Frage. »Wie ist eigentlich der Vermieter drauf?«, will ich stattdessen wissen.

Sarah setzt sich auf den freien Platz neben mir und fährt den Laptop hoch. »So wie alle.« Sie zuckt mit den Schultern und gibt ihr Passwort ein. »Interessiert sich nur für die nächste Mieterhöhung.« Ich habe die Wohnung von ihr übernommen, als sie mit ihrem Freund Lukas zusammengezogen ist. »Wieso fragst du?«

Ich erzähle ihr vom Fleck.

»Aber das ist doch nicht deine Schuld?« Sie klingt irritiert, sie klingt deutsch. Ich glätte meine Gesichtszüge. »Wenn, dann sind es die anderen, die über dir wohnen. Die müssten sich darum kümmern.«

Ich setze mein Headset auf. »Ich muss in den Call.«

Ich treffe Tom an der Kaffeemaschine. Er trägt heute Prada, vielleicht auch Brioni. Ich frage nie, aber ich studiere jedes Mal

das Etikett, wenn er sein Jackett auszieht. Genau beobachten und es nachmachen, so lerne ich ohnehin am meisten.

Wir starren auf die leere Tasse des anderen und nicken uns zu.

»Mein Zweiter«, sagt Tom.

»Mein Dritter«, antworte ich.

Wir grinsen uns an. Es ist ein Witz aus meiner Anfangszeit. Ich fange an, den Kaffee zu mahlen.

»Wo steht ihr bei Brunniger?«, fragt er.

»Ich habe Frau Gerling und ihrem Team vorhin die drei Optionen vorgestellt. Sie tendieren zur dritten.«

»Das war doch die, die du noch zusätzlich ausgearbeitet hast, oder?« Ich nicke. »Gut.«

Gut. Hinter meinem Brustbein entspannt es sich. Denn im Call haben die Optionen plötzlich keinen Sinn mehr ergeben. So wie Wörter anfangen, sich aufzulösen, wenn man zu lange über sie nachdenkt. Wasser, Wasser, Wasser, auf einmal ist alles eine Abmachung, ein Zufall, es könnte genauso gut Rasew heißen. Ich habe mich geräuspert und damit gerechnet, dass sie widersprechen. Doch die vielen kleinen Köpfe auf dem Bildschirm haben nur genickt und anschließend Fragen gestellt.

Tom tippt auf seine Smartwatch. »Treffen wir uns später am Fahrstuhl?«, fragt er. »Ich muss noch eine Sache mit Andreas klären. Kann sein, dass ich mich fünf Minuten verspäte.« Tom sitzt mittlerweile bei den Chefs, die ihren Arbeitsplatz nie wechseln müssen. »Lass uns unser Gespräch mit einem Mittagessen verbinden, ja?«, sagt er.

Mir bleibt nichts anderes übrig als ein »Ja, klar«.

»Perfekt.«

Er holt sein Handy aus der Tasche und scrollt dort weiter.

Ich drehe den Filterträger ein und warte, dass sich Wasser in Kaffee verwandelt.

Oft ist Tom derjenige, der die Unterlagen gegenliest, nachdem alle anderen sie gelesen haben, vom Junior bis zum Partner, und immer noch einen Fehler findet, einen Zahlendreher hier, einen falschen Plural da, einen Punkt zu viel. Wenn er jetzt hochgucken würde, könnte er die Enttäuschung in meinem Gesicht ablesen. Doch er scrollt weiter.

Langsam laufen die Tassen voll. Ich atme den Kaffeeduft ein, der mir besser gefällt als der eigentliche Geschmack.

»Hier.« Ich halte Tom seine Tasse hin.

»Danke. Bis später.« Er schaut kaum von seinem Handy hoch.

Seit Wochen habe ich auf dieses Gespräch gewartet. Alles in der Hoffnung, dass Tom sich die Zeit nimmt, so richtig, mit Hinsetzen und weggelegtem Handy. Stattdessen warte ich zwei Stunden später gegenüber vom Fahrstuhl auf ihn. Kollegen gehen an mir vorbei und begrüßen mich, als ob nichts wäre. Weil nichts ist. Fünf Minuten vergehen, dann zehn. Der Fahrstuhl geht auf, Augen darin starren mich erwartungsvoll an. Ich schüttele den Kopf. Heute dauert es länger als sonst, bis sich die Türen wieder schließen. Zum Glück vibriert zwischendurch mein Handy. Sarah will wissen, wo die Portfolioanalyse für einen unserer Kunden abliegt. Doch noch bevor ich ihr antworten kann, kommt von hinten ein »Wollen wir?«. Es ist Tom, der so klingt, als ob *er* auf *mich* gewartet hätte. Ich nicke trotzdem. Als der Fahrstuhl diesmal anhält, steigen wir ein.

In der Kantine holen wir uns einen »Vitality«-Salat mit leanem Hühnchen und lighter Tahinsoße. Die Schlange ist lang, hier stehen die meisten an. Tom läuft mit seinem Tablett zu den Kassen, ausgerechnet zu der, die ich heute vermieden hätte.

»Adriana Ciobanu« steht auf dem ausgeblichenen Namensschild der Frau dahinter. Sie muss mich einmal gehört haben, als meine Mutter angerufen hat und ich das Gespräch nicht rechtzeitig beenden konnte. Seitdem bilde ich mir ein, dass Adriana auf etwas wartet, ein Erkennen, ein Zunicken. Beides habe ich ihr bis jetzt verweigert. Sie begrüßt uns, doch Tom ignoriert sie und dreht sich zu mir um. Er drückt meine Hand mit dem Portemonnaie weg.

»Das geht auf mich.«

Er legt seine Mitarbeiterkarte auf, der Discount blinkt auf dem Display auf.

Adriana Ciobanu schweigt, als wir gehen.

»Guten Appetit.«

Tom schaut über den Rand seiner schwarzen, massiven Korrekturbrille aus handpoliertem Büffelhorn für einen zeitlosen und dennoch modernen Look. So stand es zumindest auf der Website. Was dort nicht stand, war der Preis. Der ist nur in ausgewählten Filialen erfragbar. Tom nickt mir zu und legt sich die Serviette auf den rechten Oberschenkel. Auch das habe ich googelt. Anscheinend ist das Knigge. Ich lege meine Serviette auf beide Oberschenkel, so stand es im Absatz darunter.

Während wir essen, erzählt mir Tom von einem potenziellen neuen Kunden. Avel Skin, eine Kosmetikmarke, die mit sinkenden Marktanteilen zu kämpfen hat.

»Minus fünfunddreißig Prozent in den vergangenen drei Jahren«, sagt Tom. Seine Augen leuchten.

»Wow«, murmle ich.

Tom lächelt. Das ist gutes Business für uns. Wir fangen an, erste Ideen zu brainstormen. Mehr D2C oder doch nur noch online.

»Was hältst du von Rebranding?«, werfe ich zwischendurch ein.

»Gute Idee, Johanna, das könnte was sein«, sagt Tom immer wieder. Jeder Bissen schmeckt danach besser.

»Mit Jura kannst du alles machen«, hatte mein Vater gesagt.

Semesterlang hockte ich in der Bibliothek über Büchern und Skripten. In den Nächten träumte ich von Tatbeständen und Subsumtionen, aber vor allem von zu wenigen Punkten in der Klausur. »Ce slabă ești!«, kommentierte meine Mutter jedes Mal, wenn ich in den Semesterferien nach Hause kam. Was bist du dünn. Sie gab mir Essen mit, das ich entsorgte, noch bevor ich einen Fuß in meine WG setzte. Zu unangenehm war mir der deftige Geruch, der aus den Tüten drang. Sie wollte auch wissen, wann meine Prüfungen waren, damit sie den Verwandten und Priestern drüben Bescheid geben konnte. Ganze Gemeinden zündeten dann in der Prüfungsphase Kerzen an und beteten für mich. Doch es half nur bedingt. In der Woche vor dem ersten Staatsexamen wachte ich mit so heftigen Rückenschmerzen auf, dass ich kaum aufstehen konnte. Zum Arzt ging ich allerdings erst danach. Er diagnostizierte einen Hexenschuss.

Während der Semesterferien blieb ich dann auf einer Jobmesse an einem der vielen Stände stehen. Cadris Consulting. Die Recruiterin erzählte von schnellen Aufstiegsmöglichkeiten und kompetitiven Gehältern.

Zu Hause recherchierte ich weiter. »We drive your business forward« stand da auf der Website. Das gefiel mir. Ich bewarb mich. Für das Vorstellungsgespräch rechnete ich mich durch Fallstudien, lernte Formeln auswendig und was etwa Marktattraktivität ausmachte. Die Vorbereitung war wie ein Rätsel, wie ein ausgeklügeltes Spiel. Wenn ich die richtigen Annahmen traf, wurde das nächste Level freigeschaltet.

Trotz guter Vorbereitung verkrampfte sich mein unterer Rücken vor dem Gespräch. Ich klebte ihn mit Wärmepflastern voll und schwitzte mich durch die Gespräche, eins davon mit Tom, Senior Project Manager zu der Zeit.

Tom interpretierte mein erhitztes Gesicht als Nervosität. Er lächelte mir zu und lobte mich für mein strukturiertes Vorgehen. Ich begann als eine von drei Praktikantinnen und war von Anfang an in seinem Team.

»Wir müssen reden«, kündigte er nach drei Monaten mein Abschlussgespräch an. Er schob ein »Nichts Schlimmes« hinterher, als er meinen Gesichtsausdruck sah. Trotzdem betrat ich den Konferenzraum mit Magenschmerzen.

»Du kannst direkt einsteigen, wenn du willst«, sagte er. »Ich habe bereits mit Andreas gesprochen.«

Ich schlief eine Nacht darüber, dann eine zweite. Der Einstieg bei Cadris würde bedeuten: kein Referendariat, kein zweites Staatsexamen.

Ausnahmsweise fragte ich meine Eltern um Rat.

»Roagă-te la Dumnezeu«, Bete zu Gott, war die Empfehlung meiner Mutter.

»Geh dahin, wo du am meisten verdienst«, sagte mein Vater.

Enttäuscht legte ich auf, obwohl ich nicht wusste, was ich von ihnen hätte hören wollen. Ihre Jobs waren Arbeit, harte Arbeit. Sie suchten keinen Sinn darin, sie brannten nicht dafür. Warum sollte ich es dann.

Am dritten Tag rief ich Tom an und sagte zu.

Während wir essen und reden, nimmt Tom seine Brille ab und reibt sich die Augen. Das macht er nur, wenn er sich unbeobachtet fühlt. Sein Haar ist grauer geworden, das Gesicht hagerer und unter der Bräune sieht er fahl aus. Siebzig-Stunden-Wochen hinterlassen Furchen, egal, wie viel er an der frischen Luft für seine Marathons trainiert.

Als er die Brille wieder aufsetzt, schaut er immer öfter an mir vorbei, als ob der Rest der Kantine interessanter sei. Ich wische mir die Hände an der Hose ab.

»Wie lief dein Umzug?«, wechselt er plötzlich das Thema.

»Gut.« Dass er schon drei Monate her ist, behalte ich für mich. »Wie geht's Sabine?«, frage ich.

Tom fängt an, von irgendeinem Kurzurlaub zu erzählen. Er und Sabine sind DINK, double income, no kids. Die Orte aus seinen Erzählungen kenne ich nur aus Filmen und Serien. Sie waren am Anfang wie ein Blick aus einem fremden Fenster. Ich staunte, was ich alles sah. Doch während er nun erzählt, würde ich am liebsten meinen Kopf auf dem Tisch ablegen. Die Frau, auf deren Namensschild »Adriana Ciobanu« steht, könnte mich dann nach Hause tragen, mir vielleicht sogar noch

ein »Somn uşor«, Schlaf schön, ins Ohr flüstern, bevor sie das Licht ausmacht, so wie es meine Mutter früher getan hat.

Tom lacht plötzlich, ich stimme mit ein, auch wenn ich nicht weiß, was so witzig ist. Dann schiebt er das Tablett von sich weg. »So, Kaffee Nummer drei und vier für uns?«

Wir stellen uns mit den Getränken nach draußen in die Sonne. Toms selbsttönende Brillengläser verfärben sich – zwischen dreihundert und siebenhundert Euro kostet das Paar –, während ich kostenlos in die Sonne blinzle.

»Johanna«, Toms Ton ist auf einmal sachlich, er redet nun wie mit einem seiner Kunden, »wegen der Sache mit dem neuen Titel.« Ich halte still, nur das Pochen im Brustkorb kann ich nicht kontrollieren. »Ich habe mit Andreas gesprochen.« Er schlürft den Espresso, er spielt mit der Pause, ich war oft genug bei seinen Verhandlungen mit dabei. »Ich werde keinen Hehl daraus machen.« Hinter zusammengepressten Lippen schlage ich schnell ein Kreuz mit meiner Zunge. »Gott ist immer bei dir«, hatte mir meine Mutter erklärt, »du kannst ihn jederzeit um Beistand bitten, auch unauffällig«. Wir saßen zum ersten Mal in einem Flugzeug, und sie hatte Angst, abzustürzen. »Hier, guck«, sagte sie, und riss den Mund auf, um mit der Zunge ein Kreuz zu schlagen: Gaumen, Mundboden, rechte Wange, linke Wange. Ich machte es ihr nach.

»Dieses Jahr ist schlechter gelaufen als erwartet«, sagt Tom. »Und du bist nicht die Einzige. Auch bei Christian steht der nächste Schritt an.« Seine Gläser sind mittlerweile so dunkel, dass ich seine Augen kaum noch erkennen kann. Das Pochen

wandert weiter, es drückt nun gegen meine Kehle. »Andreas und ich haben uns Folgendes überlegt: Du und Christian, ihr stellt uns kommende Woche eure Ideen für den neuen Kunden vor. Welche Strategie ihr für die beste haltet. Andreas und ich entscheiden dann.« Er hält inne, schaut mich an. Erst als ich nicke, spricht er weiter. »Wer uns überzeugt, bekommt den Titel und stellt seinen Ansatz beim Kunden vor. Und übernimmt dann auch den Account, wenn wir den Pitch gewinnen sollten.« Das Pochen wird stärker, am liebsten würde ich mich räuspern. Stattdessen nehme ich einen großen Schluck Cappuccino und verbrenne mir die Zunge. »Inklusive Akquise-provision.« Tom schiebt seine Brille die Nase hoch. »Dem anderen können wir in einem halben Jahr ein Angebot machen. Vielleicht auch erst in einem Jahr. Je nach Auftragslage. Was meinst du? Das ist doch fair, oder?«

Ich nehme einen weiteren Schluck, nehme den Brand diesmal in Kauf, genieße ihn vielleicht sogar ein bisschen.

»Absolut fair.«

Der Nachmittag ist voller Calls und virtueller Meetings, ohne Zeit nachzudenken, ohne Zeit nachzufühlen. Der neue Kunde ist nur ein weiteres Rätsel, sage ich mir in den wenigen Minuten Pause dazwischen. Einfach nur Next Level.

Als ich den Laptop zuklappen will – Sarah und die anderen Kollegen sind bereits gegangen –, höre ich von hinten plötzlich ein »Jojo?«. Es ist Tom. »Hast du eine Minute?«

Ich folge ihm in sein Büro. »Ich habe gerade erst jetzt gesehen, was Jan für morgen vorbereitet hat.« Er zeigt auf einen Stapel ausgedruckter Folien. »Das ist völliger Mist. Dabei ist

der Termin extrem wichtig.« Er lehnt sich gegen den Schreibtisch und verschränkt die Arme. »Es geht um die Nachbudgetierung des Projekts.« Das Jahr ist schlechter gelaufen als erwartet, hat er heute Mittag gesagt.

»Wann?«, frage ich nur.

»Morgen früh.«

»Was genau?«

»Etwa fünf Slides und noch mal über die Kostenkalkulation gehen. Das dauert maximal eine Stunde«, sagt Tom. Es dauert nie nur eine Stunde, das wissen wir beide. Ich zögere. »Ich kann sonst auch Christian anrufen.«

»Nein, nein«, sage ich schnell. »Schick mir einfach den Link zum Dokument.«

Tom löst die Arme und lächelt.

Als er mich zurück zum Schreibtisch begleitet, seine Tasche über der Schulter, den Mantel in der Hand, sagt er: »Danke. Sabine hätte mich heute Abend sonst gelyncht.« Denn Tom hat mehr Events abgesagt als an ihnen teilgenommen. »Schreib mir, wenn was sein sollte.«

Ich schüttele den Kopf. »Keine Sorge.«

Als Letzte im Büro genieße ich das Klackern der Tastatur, das Klicken der Maus, den kompakten Lichtkegel. Es ist nur ein Spiel, sage ich mir, es ist alles machbar. Wenn Tom dich als Erste fragt, bist du auf der Zielgeraden. Dann muss es so sein.

2. KAPITEL

Trotz des »Bitte keine Werbung«-Aufklebers hat sich ein buntes Prospekt in meinen Briefkasten verirrt. Statt es in den Müll-eimer zu schmeißen, nehme ich es mit in die dritte Etage. Während das Wasser für die Nudeln kocht, blättere ich durch die Seiten. Ich liebe die grellen Farben, die »Knallerpreise«, das Minus vor den Prozenten. Allein vom Durchblättern habe ich das Gefühl, etwas gespart zu haben. Mein Blick bleibt an einer Zahl hängen. Dreiundvierzig Prozent Rabatt auf Jacobs Café Crema.

»Nicht schlecht«, murmle ich.

Meine Mutter hat den Rabatt mit Sicherheit schon gesehen. Meine Eltern haben keinen »Bitte keine Werbung«-Aufkleber an ihrem Briefkasten. Das haben im Betonturm die wenigsten.

Ich setze mich mit den Nudeln an den Küchentisch und blättere weiter im Prospekt, als das Telefon klingelt. Es ist meine Mutter. Außer Tom kann es um diese Uhrzeit niemand anderes sein.

Sie will wissen, was ich esse. Das ist meistens das Erste, was sie interessiert.

»Ramen«, antworte ich.

Sie seufzt, sie scheint nicht zufrieden mit meiner Wahl, doch verkneift sich einen Kommentar und erzählt mir stattdessen, wie

ihr Tag war. Ich versuche, mir möglichst viele Nudeln geräuschlos in den Mund zu stopfen und blättere parallel im Prospekt weiter. Erst als sie sich räuspert und ein dünnes »Also ...« flüstert, halte ich inne. Ich kenne diesen Tonfall. »Was ist?«, frage ich.

»Deine Großmutter hat heute angerufen«, sagt sie. Die beiden telefonieren sonst nur zu ihren Geburtstagen und an Weihnachten. »Opa Vasile ist im Krankenhaus.«

»Was ist passiert? Was hat er?«, frage ich.

»Ich weiß es nicht genau, aber es sieht nicht gut aus, Ioana. Ich habe deinem Vater noch nichts gesagt. Ich will ihn nicht aufregen.« Ihre Stimme zittert plötzlich. Sie zittert vor Angst und Sorge, vor Ohnmacht, die sie seit der Zeit verfolgt, als sie uns hier noch Asylanten nannten. Als wir nicht ausreisen durften und sie schweißgebadet aufwachte, gelähmt von den Träumen, in denen ihre Eltern und Geschwister starben. Als wir noch am selben Morgen Hand in Hand zur Telefonzelle am Ende der Straße liefen und sie die wenigen Münzen einwarf, um sicherzugehen, dass jeder Einzelne von ihnen lebte. Die Erleichterung hielt nur bis zum nächsten Traum. Fünf Jahre gingen wir regelmäßig diesen Weg, erst dann klebten sie uns eine Aufenthaltserlaubnis in die Pässe, erst dann fuhren wir nach Hause und meine Mutter konnte sich vergewissern.

»Was machen wir, wenn er stirbt?«, flüstert sie. »Dein Vater kann nicht ... Was sollen wir nur ...«

Sie weint, lautlos wie immer. Ich starre die kahle Wand an. Ich sollte endlich anfangen, die Kisten auszuräumen.

»Es wird alles gut, Mama, hm?«

»Und dann muss dein Vater nächste Woche wieder ins Krankenhaus«, schluchzt sie. »Es hört einfach nicht auf.«

Jahrelang hatte er das Knie gequält, in Lagerhallen und auf der Baustelle, bis es irgendwann nachgab. Die Operation war zunächst gut verlaufen. Doch dann rief meine Mutter an und erzählte, dass sich die Wunde entzündet hätte. Dass sie ihn noch einmal operieren müssten. Und dann noch einmal und noch einmal. Die Ärzte sprachen zwischenzeitlich sogar von Amputation. Jedes Mal, wenn ihr Name auf meinem Handydisplay erschien, fiel mir das Atmen schwerer.

»Wir sollten für deinen Vater beten«, forderte meine Mutter mich bald auf.

Meine Antwort war ein »Mmh«, gefolgt von einem Schweigen, das so lange anhielt, bis sie das Thema wechselte. Trotzdem huschte mein Blick nun gelegentlich zur Ikone, die auf meinem Schreibtisch stand. Ihre Gebete und meine Blicke schienen zu helfen. Die Ärzte amputierten nicht. Aber einmal ausgesprochen, konnten sie die Drohung nicht zurücknehmen. Meine Mutter verbrauchte zunächst all ihre Urlaubstage. Dann reduzierte sie die Stunden auf der Arbeit so weit, dass fast nichts mehr von ihrem Gehalt übrig blieb. Wir haben nie darüber gesprochen, dass ich schon vor Monaten den Betrag erhöht habe, den ich ihnen überweise. Zuerst war es nur für die Wohnung, in der unser Leben hier begonnen hat und die sie vor einiger Zeit gekauft hatten. »Was sollen wir dir sonst vererben?«, fragte meine Mutter. Ich hatte keine Antwort darauf. Nun zahle ich mein eigenes Erbe ab, eine Dreizimmerwohnung aus Beton.

»Warum muss er wieder dahin?«, frage ich.

»Sie wollen die nächste Operation besprechen.«

Seit der Sache mit der Amputation fürchten beide die

Gespräche. Sie trauen ihren eigenen Ohren nicht mehr. Sie verlieren sich, fragen mehrmals nach, den Arzt und auch mich, selbst wenn ich nicht bei dem Gespräch mit dabei war. Als ob es ihre ersten Wochen in diesem Land wären.

»Ich kann zu euch hochfahren«, biete ich an. Ich sitze dann im Wartezimmer des Krankenhauses, mit dem Laptop auf dem Schoß und versuche, die anderen Besucher mit meinen Calls nicht zu nerven.

»Ja, das wäre gut. Danke.« Sie gähnt.

»Willst du nicht ins Bett?«, frage ich.

»Nein, nein.« Ihre Augenringe sind dunkler und furchiger geworden, seitdem sie meinem Vater das Schlafzimmer überlassen hat und auf meiner schmalen Kindermatratze schläft.

Um sie abzulenken, erzähle ich ihr vom Fleck an der Wand.

»Asta nu e bine«, sagt sie. Das ist nicht gut. Sie legt sich jetzt bestimmt die Hand auf die Brust und greift nach dem Kreuz, das an ihrer Goldkette baumelt. Das macht sie immer, wenn sie nicht weiterweiß.

»Soll ich dem Vermieter nicht Bescheid geben?«, frage ich.

»Was ist, wenn er etwas sagt?«

Sie klingt besorgt, und das, was ihren Brustkorb umspannt, sickert plötzlich durch den Hörer und spannt sich auch um meinen.

»Was soll er denn sagen?«, frage ich.

»Was ist, wenn er dir kündigt? So ist es doch Maria passiert. Als sie sich beschwert hat, weißt du nicht mehr? Plötzlich standen sie zu fünft auf der Straße. Der hat nur eine Ausrede gesucht.« Ich schiebe die Schüssel von mir weg, mir ist der

Appetit vergangen. »Ich meine ja nur, Ioana. Aj grijă«, sagt sie. Sei vorsichtig.

Der Faden unseres Gesprächs ist gerissen, wir haben zu sehr am jeweiligen Ende gezogen. Ich könnte ihn ihr wieder reichen und von meinem Gespräch mit Tom erzählen. Aber dann würde sie nur alle paar Sätze »Vai« sagen, aber kaum etwas verstehen. Sie merkt sich meinen Jobtitel nur für den Fall, dass Freunde und Familie fragen.

»Mama, ich muss jetzt aufhören«, sage ich schließlich. Ich bin zu müde, um ihr den Faden wieder zu reichen. »Ich wollte noch eine Wäsche anmachen.«

»Heute ist Feiertag, Ioana! Das habe ich dir doch geschrieben«, sagt sie. »Heute wird nicht gewaschen.«

»Okay, okay.« Ich bin immer noch unentschlossen, ob ich Weiß oder Bunt anstellen soll.

»Gut. Also ...« Sie zögert, sie will noch nicht auflegen. Denn dann ist sie wieder allein. »Vielleicht kannst du Opa die Tage mal anrufen?«, fragt sie. »Du weißt, er freut sich. Wie lange hast du ihn nicht mehr gesehen?« Seit wann bist du nicht mehr mit uns dort gewesen? Wie lange hast du deine Großeltern nicht mehr umarmt und am Grab derer gestanden, die vor dir waren und ohne die du nicht wärst?

»Sechs oder sieben Jahre?«, antworte ich.

»So lange warst du nicht mehr da?« Ihre Überraschung ist nur gespielt. Sie weiß es genau.

»Ich muss jetzt, Mama.«

»Ich verstehe schon, Ioana. Gute Nacht. Und stell keine Wäsche an. Gott sieht alles.«

Während ich die weiße Wäsche in die Trommel stopfe, denke ich an die Heilige Paraskevi. In den Kirchen sehen sie alle gleich aus – schmale, ernste Heiligengesichter in langen Gewändern. Ich weiß nicht, was sie so heilig macht und ob ich überhaupt daran glaube. Trotzdem murmle ich sicherheitshalber ein »Doamne iartă-mă«, Gott, vergib mir, bevor ich auf Start für den kurzen Waschgang bei dreißig Grad drücke.

Mit Laptop und kalten Nudeln lege ich mich ins Schlafzimmer und rufe die Website von »Isaer« zum hundertsten Mal auf. Lebendiges skandinavisches Design, das auf Eleganz und traditioneller Handwerkskunst beruht. So steht es da als Begründung, warum die Sofas zum Teil mehr als zehntausend Euro kosten. Ich konfiguriere meine eigenen Modelle: Sofas mit Chaiselongue und ohne, Dreisitzer, Viersitzer, mit Leder- oder Wollbezug. Eins davon soll bald ins Wohnzimmer. Dort werde ich dann abends liegen, Bücher lesen oder Besuch empfangen, alles stilvoll und elegant. Nicht geschmacklos, nicht secondhand, nicht fleckig, egal, wie sehr meine Mutter mit Scheuermilch schrubbt. Heute Abend entscheide ich mich für das »Veneda«-Modell mit Chaiselongue und Wollbezug in Arezzo Green, schlappe siebentausend Euro, in vier Wochen lieferbar. Ich öffne ein neues Tab und klicke mich durch die Website des potenziellen Kunden.

Irgendwann nach Mitternacht weckt mich das Piepen der Waschmaschine, Paraskevis besonderer Tag ist vorbei. Erleichtert hänge ich die Wäsche im Wohnzimmer auf. Als ich im Bett noch einmal Arbeitsmails checke – nur Christian hat eine Nachricht geschrieben, die ich überfliege –, fällt mein Blick

erneut auf den Fleck. Er ist immer noch da. Doch im Licht der Nachttischlampe scheint er nicht mehr so bedrohlich. Nur ein harmloses Muttermal, denke ich, kein Hautkrebs. Wahrscheinlich noch nicht einmal einen Anruf beim Vermieter wert. Ich mache das Licht aus.